

(Nachdruck verboten.)

54]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Zu welchem Kurs die Universelle?“ fragte Mazaud mit seiner dünnen Stimme, die mit ihrem grellen Klang das Brüllen des Kollegen übertönte, wie der Flötenton aus der Cellobegleitung herausgehört wird.

Da schlug Delarocque den gestrigen Kurs vor.

„Zu dreitausendunddreißig nehme ich Universelle.“

Aber sofort wurde er von einem andren Makler überboten:

„Zu dreitausendundfünfunddreißig nehme ich Universelle.“

Dies war der Kurs an der Coullisse; diese Nachfrage bereitete jedenfalls die von Delarocque beabsichtigte Arbitrage: am Parkett kaufen und rasch an der Coullisse verkaufen, um den Unterschied von fünf Franken einzustreichen. Deshalb raffte Mazaud sich auf und rief, der Zustimmung Saccards gewiß:

„Zu dreitausendundvierzig kaufe ich ... Ich nehme Universelle zu dreitausendundvierzig.“

„Wie viel Stück?“ mußte Jacoby fragen.

„Dreihundert.“ scholl es zurück.

Beide schrieben einige Worte in ihr Notizbuch. Der Handel war abgeschlossen, der Anfangskurs mit einer Aufbesserung von zehn Frank von gestern festgesetzt. Mazaud trat auf die Seite und gab demjenigen Kommissar die Ziffer an, der die Universelle in seinem Buche hatte. Und zwanzig Minuten lang war es, als habe sich eine Schleuse aufgeschlossen: auch die übrigen Kurse wurden allmählich festgesetzt, und die schwere Menge der von den Maklern mitgebrachten Orders kam ohne erhebliche Schwankungen zum Abschluß. Auf ihren erhöhten Sitzen hatten die Kommissare die größte Mühe, alle von den Maklern und ihren Commis zugerufenen neuen Kurse einzutragen; denn neben dem Getöse im Parkett war der Kassamarkt ebenfalls in fieberhafter Thätigkeit. Weiter hinten tobte die Rente nicht minder heftig. Seit Eröffnung des Marktes vernahm man etwas mehr als das hochwasserähnliche, ununterbrochene Brausen des Menschenstromes; über diesem gewaltigen Rollen erhoben sich jetzt die Mistöne von Angebot und Nachfrage, ein eigenartiges, bald lauter, bald leiser klingendes Gefläß, welches zeitweise nachließ, um sich in abgerissenen Tönen wieder zu erheben, wie das Kreischen raubgieriger Vögel im Sturm.

Saccard stand lächelnd vor seinem Pfeiler. Sein Hofstaat hatte noch zugenommen, diese Hausse von zehn Frank hatte die Baisse in Aufregung verjagt, denn seit langer Zeit weißsagte man auf den Stichtag einen Krach der Universelle. Suret war mit Sédille und Kolb näher getreten und beklagte mit erheuchelter Trauer die Vorsicht, welche ihn veranlaßt hätte, seine Stücke schon zum Kurs von zweitausendfünfhundert zu verkaufen. Daigremont that, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, und wandelte Arm in Arm mit dem Marquis de Bohain auf und ab, welchem er in fröhlicher Stimmung die Niederlage seines Stalles bei den Herbstremmen erzählte. Am lautesten jubelte Maugendre; er überhäufte den Hauptmann Chave mit Vorwürfen, dieser aber verharrte trotzdem in seinem Pessimismus und sagte, man müsse das Ende abwarten. Der gleiche Auftritt wiederholte sich zwischen dem prahlerischen Billerault und dem schwarzgalligen Moser: der eine strahlte über dieses wahnsinnige Emporjchnellen, der andre ballte die Fäuste und verglich diese hartnäckige, einfältige Hausse mit einem wütenden Raubtier, mit dem man doch noch fertig werden müßte.

Eine Stunde verstrich, die Kurse blieben sich ziemlich gleich. Das Geschäft ging im Parkett etwas flauer, je nach dem Einlaufen neuer Aufträge und neuer Depeschen. So pflegte um die Mitte jeder Börse eine Art Erläuterung einzutreten, ein Stillstand der laufenden Geschäfte bis zum Beginn des Entscheidungskampfes um den letzten Kurs. Gleichwohl war Jacobys dumpfes Brüllen immer noch zu vernehmen, zwischen hinein klangen die schrillen Töne Mazauds. Beide waren mit Prämienengeschäften beschäftigt: „Ich gebe Uni-

verselle Vorprämie dreitausendundvierzig, oder fünfzehn ... Ich nehme Universelle Vorprämie dreitausendundvierzig, oder zehn ... Wie viel? ... fünfundzwanzig! ... Von Ihnen!“ Es waren vermutlich die Orders Fageur', die Mazaud in diesem Augenblick ausführte, denn zur Beschränkung des Verlustes pflegten viele Käufer aus der Provinz mit Vorprämie zu kaufen und zu verkaufen, ehe sie sich zu festen Geschäften verstiegen. Plötzlich lief ein Gerücht um und erhoben sich laut ausgestoßene Aufe: die Universelle war um fünf Frank gesunken, Schlag auf Schlag sank sie um zehn, um fünfzehn Frank, bis auf dreitausendundfünfundzwanzig.

In eben diesem Augenblicke flüsterte Jantrou, der nach kurzer Abwesenheit wieder auftauchte, Saccard ins Ohr, die Baronin Sandorff warte noch in ihrem Wagen Rue Brongniart und lasse fragen, ob sie verkaufen sollte. Diese gerade auf den Zeitpunkt des Weichens der Kurse fallende Anfrage erbitterte ihn aufs höchste. In Gedanken sah er den regungslosen Kutscher auf seinem Sitz, während die Baronin hinter den aufgezogenen Wagenseitern wie zu Hause ihr Notizbuch studierte. Er antwortete barsch:

„Sie soll mich in Ruhe lassen! Verkauft sie, so bringe ich sie um.“

Bei der Nachricht der Baisse von fünfzehn Frank eilte Massias wie auf einen Alarmruf herbei, da er wohl merkte, man würde ihn bald nötig brauchen. In der That begann Saccard, welcher, um den letzten Kurs emporzutreiben, einen Coup ins Werk gesetzt hatte, — eine Depesche aus der Lyoner Börse, wo die Hausse sicher war, — über das Ausbleiben dieses Telegramms unruhig zu werden. Denn dieses unvorhergesehene Sinken um fünfzehn Frank konnte eine schwere Niederlage herbeiführen.

Mit großem Geschick stieß ihn Massias mit dem Ellbogen an, streckte das Ohr vor und empfing seine Order, ohne stehen zu bleiben.

„Schnell! Nathansohn soll vierhundert, fünfhundert; nehmen, so viel nötig sind!“

Dieses war so rasch geschehen, daß Billerault und Moser allein etwas merkten. Sie stürzten Massias nach, um sich zu überzeugen.

Seitdem Massias im Dienste der Universelle war, hatte er eine sehr große Bedeutung erlangt. Man suchte ihn auszufragen und über seiner Schulter die von ihm empfangenen Orders zu lesen. Jetzt erzielte er sogar prächtige Gewinne für sich. Mit der lächelnden Gutmütigkeit eines bisher vom Schicksal hart behandelten Beschworenen wunderte er sich darüber und erklärte, eigentlich sei das Hundeleben an der Börse ganz erträglich, und man brauche auch gerade kein Jude zu sein, um Erfolg zu haben.

Bei der Coullisse, in dem eisigen Luftstrom unter dem Säulengang, dem die blasse Dreihülfenform mit geringe Wärme zu geben vermochte, war die Universelle weniger rasch gesunken. Infolgedessen war es Nathansohn, der rechtzeitig von seinen Kommissionären benachrichtigt worden war, gelungen, die Arbitrage, die bei der Eröffnung der Börse drinnen im Saal Delarocque mißlungen war, zu erzielen: er kaufte im Saal zu dreitausendundfünfundzwanzig und hatte unter der Kolonnade zu dreitausendundfünfunddreißig verkauft. Dazu brauchte er keine drei Minuten und verdiente sechzigtausend Frank. Vermöge der gegenseitigen Wechselwirkung beider Märkte, des geseglichen und des geduldeten Marktes, trieb dieser Kauf Nathansohns im Parkett die Universelle wieder auf dreitausendunddreißig. Das Hinundhergaloppieren der durch die Menge aus dem Saal sich zur Säulenhalle hindurchdrängenden Commis wollte kein Ende nehmen. Gleichwohl war der Kurs an der Coullisse im Begriff zu weichen, als ihn die Massias überbrachte Order auf dreitausendundfünfunddreißig hielt und sogar auf dreitausendundvierzig erhöhte, während im Parkett das Papier gleichfalls seinen ersten Kurs wieder erlangte. Aber es mußte schwer fallen, denselben aufrecht zu erhalten; denn offenbar bestand die Taktik Jacobys und der übrigen Vertreter der Baissepartei darin, die großen Verkäufe auf den Börsenschluß zu versparen, um mit einem Male den Markt zu überschwemmen und im Wirrwarr der letzten halben Stunde einen jähen Zusammenbruch herbeizuführen. Saccard begriff die Gefahr so deutlich, daß er

Sabatani, der ein paar Schritte von ihm in der gleichgültigen und schlaffen Haltung eines Weiberhelden seine Cigarre rauchte, einen verabredeten Wink gab. Sofort schlich dieser mit schlangenartiger Geschmeidigkeit zur Gitarre hin, wo er die Kurse mit gespanntem Ohre verfolgte und auf den grünen Zetteln, die er in Menge vorrätig hatte, ohne Unterlaß Aufträge an Mazaud gab. Trotz alledem war der Angriff so gewaltig, daß die Univerfelle wieder um fünf Frank nachgab.

Es schlug Dreiviertel, nur noch eine Viertelstunde blieb bis zum Börsenschluß übrig. In diesem Augenblick wirbelte die schreiende Menge, wie von irgend einer Höllequal gepeitscht, wild durcheinander; ein heiseres Gebell und Gebrüll scholl aus dem Parkett, als würde auf zerschlagenen Kupferkesseln getrommelt, und jetzt trat der von Saccard so angstvoll erwartete Zwischenfall ein.

Der kleine Flory, der von Anfang an alle zehn Minuten mit vollen Händen aus dem Telegraphenamt gekommen war, drängte sich eilig durch die Menge und las ein Telegramm, welches ihn hoch zu entzünden schien.

„Mazaud! Mazaud!“ rief da eine Stimme.

Selbstverständlich schaute Flory um, als habe man ihn beim eignen Namen gerufen. Santrou war es, der die Nachricht wissen wollte. Aber der Commis stieß ihn beiseite, er hatte gar zu große Eile und gab sich ganz der Freude hin, daß die Univerfelle mit einer Hauffe schließen würde; das Telegramm meldete nämlich, daß dieser Wert an der Lyoner Börse in die Höhe ging und so erhebliche Käufe daselbst stattgefunden hätten, daß der Rückschlag an der Pariser Börse fühlbar werden mußte.

In der That trafen bereits weitere Telegramme ein, viele Agenten empfingen Aufträge.

Eine erhebliche Wirkung zeigte sich sofort.

„Zu dreitausendundvierzig nehme ich Univerfelle,“ wiederholte Mazaud mit seiner schrillen Diskantstimme.

Delarocque, von der Nachfrage überflutet, schlug um fünf Frank auf:

„Zu dreitausendundfünfundvierzig kaufe ich . . .“

„Zu dreitausendundfünfundvierzig gebe ich,“ brüllte Jacoby. „Zweihundert Stück zu dreitausendundfünfundvierzig.“

„Ingenommen!“

Jetzt mußte Mazaud selbst in die Höhe gehen:

„Zu dreitausendundfünfundvierzig kaufe ich.“

„Wie viel?“

„Fünfhundert . . . Von Ihnen . . .“

Mittlerweile wuchs unter epileptischen Geberden der schauerhafte Lärm derart, daß selbst die Makler einander nicht mehr verstanden. So setzten sie denn, von der Naserei ihres handwerksmäßigen Eifers fortgerissen, ihre Verhandlungen in Zeichensprache fort, da ja die hohlen Bäße der einen verlagten und die Stößenstimmen der andren quiekend umschlugen. Man sah weit geöffnete Lippen, und kein vernehmbarer Laut schien herauszukommen, während die Hände allein sprachen: eine Handbewegung von innen nach außen gab, eine andre von außen nach innen nahm, die emporgeshobenen Finger bezeichneten die Stückzahl; eine Kopfbewegung sagte „Ja“ oder „Nein“. Das war einer jener nur für Eingeweihte verständlichen Anfälle von Wahnsinn, wie sie einer ganzen Menschenmenge sich plötzlich bemächtigen. Von der Telegraphengalerie schauten Frauenköpfe mit angstvoller Bewunderung auf das ungewohnte Schauspiel herab. Beim Rentenmarkt konnte man meinen, daß eine Kauferei im Gange war: im dichtesten Gewühl schlug ein Knäuel von Menschen wie rasend um sich, während die über diese Seite des Saales sich ergießende Doppelströmung die fortwährend auf und ab wogenden Gruppen teilte und beiseite schob. Zwischen dem Kassamarkt und dem Parkett waren die drei Kommissare auf ihren hohen Sitzen gleichsam die einzigen Trümmer, die aus den sturmgepeitschten Wogen jenes Meeres von Köpfen mit den großen, weißen Flecken ihrer aufgeschlagenen Bücher herausragten und durch die raschen Schwankungen der ihnen zugerufenen Kurse bald nach rechts, bald nach links gezerrt wurden. Am buntesten ging es beim Kassamarkt zu: eine dichte Masse wildflatternder Mähnen, kein einziges Gesicht, nichts als ein dunkles Gewimmel, in welchem die hellen Blättchen der in der Luft geschwungenen Notizbücher die einzigen Lichtpunkte bildeten. Das Parkett dagegen war von den zerknitterten Auftragszetteln wie mit bunten Blumen übersät und rings von ergrauernden Köpfen oder schimmernden Glazen umgeben; hier, in dem breiteren Raum, waren die bleichen, verstörten Gesichter, die krampfhaft vorgestreckten Hände und das ganze Himmdhertanzen der Körper zu er-

kennen, und es hatte den Anschein, als ob die Leute einander aufgefressen haben würden, wenn die Brüstung nicht dazwischen gewesen wäre.

Diese tolle Aufregung der letzten Minuten hatte übrigens das Publikum ebenfalls ergriffen; man erdrückte sich förmlich im Saale, es war ein dröhnendes, regelloses Stampfen, als ob eine große Herde durch einen zu schmalen Gang getrieben würde; im Halbdunkel verschwanden die Körper, so daß nur die blanken Seidenhüte in dem matten Lichte schimmerten, welches vom Glasdache herabfiel.

Plötzlich klang ein Glodenton durch das Getöse. Mit einem Male wurde alles ruhig, die Geberden hörten auf, die Stimmen schwiegen, beim Kassamarkt, bei der Rente und am Parkett. Es blieb nur noch das dumpfe Brausen des sich verlaufenden Publikums, dem fortwährenden Aufsteigen eines in sein Bett zurückgekehrten und langsam verrinnenden Bergstromes vergleichbar. In der immer noch andauernden Aufregung gingen die letzten Kurse von Mund zu Mund: die Univerfelle war auf dreitausendundsechzig gestiegen, wieder dreißig Frank höher als am Tage vorher. Die Niederlage der Kontermine war eine gründliche, der Stichtag fiel wieder einmal unheilvoll für sie aus, da die Differenzen des letzten Halbmonats ganz bedeutende Summen betragen würden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Nachwelt.

Von Emil Rosenow.

Dem kleinen Orte hatte der Aprilsturm beträchtlichen Schaden getan. Alltäglich hatte er Schnee oder Hagel gebracht. Die ersten Triebe in den Obstbäumen waren erfroren, und die Bauern standen sorgenvoll, um ihre Saat lamentierend, bei den Feldern. Wie zum Hohne pffir der Aprilsturm nur um so heftiger, rüttelte an Fenstern und Thüren, deckte die Dachziegel ab und eines schönen Tages warf er mit mächtigem Gepolter dem Pastor den Godelhahn vom Kirchturm dicht vor die Haustür.

Der Pastor behauptete, dies sei des Teufels Werk, sprach ein Gebet und besah sich dann den Schaden. Der Godel war total ausgerostet, so daß man ihn nicht mehr verwenden konnte. Na, ließ man's halt so.

Da kam er aber schön an. Den Ortsleuten war der Godelhahn und die Turmuhr die Hauptsache an der ganzen Kirche. Denn wo man ging oder stand, immer sah man, woher der Wind kam und welche Zeit des Tages es war. So hielt denn der Kirchenvorstand eine Sitzung ab; es wurde beschlossen, den Godel alsbald wieder zu seinen alten Ehren zu bringen.

Der Schlosser- und Klempnermeister Weigelt, der Mitglied des Kirchenvorstandes war, wurde mit der Reparatur beauftragt. Der stellte sich vor die Kirche, äugte den Kirchturm empor, schüttelte sich und sagte: „Ich wer' meinen Gesellen aufschiden.“

Die Vorstandsmitglieder stügten. Nach einer Weile meinte der Pastor: „Om, Meister Weigelt, wäre es nicht würdiger, wenn Sie selber diese doch gewissermaßen kirchliche Reparatur vornähmen?“

Der Meister tupfte dem Pastor auf den Rockknopf und entschied: „Rei' guter Herr Pastor . . . wenn ich den Hals breche, das kann ich an dem Godelhahn nich' verdienen.“

„Wohl, wohl, lieber Meister,“ erwiderte der Pastor. „Aber es wird Ihnen selbst nicht unbekannt sein, daß Ihr Geselle aus der Großstadt ist. Daß er ein freigeistiger Mensch ist . . .“

Der ganze Kirchenvorstand stimmte zu.

„Daß er aufrührerische Reden führt . . .“

Allgemeine Zustimmung.

„Daß er niemals den Gottesdienst besucht . . .“

Zustimmung.

„Daß er ein gottloser Mensch ist und uns alle beleidigt hat, indem er im Gasthof „Zur Pleibe“ unser schönes Dertchen ein Bauernlaff schimpfte.“

„Der darf den Godel nich' 'aufsehen,“ sagten sie alle wie aus einem Munde.

Der Meister überlegte eine Weile. Dann entschied er: „Wißt Ihr . . . um den Hals zu brechen, is' 'r lange gut genug.“

Das leuchtete schließlich auch dem Kirchenvorstand ein, und so wurde denn beschlossen, der Geselle solle die Reparatur machen.

Meister Weigelt nahm den Godelhahn mit in die Werkstatt, und des Nachmittags sahen die Ortsleute, die sich fast vollzählig vor der Kirche versammelt hatten, um sich die Augenweide des halbschererischen Schauspiels nicht entgehen zu lassen, wie Meister Weigelts Geselle, ein frischer, munterer Bursch, mit Leiter, Beckzeug und Godelhahn in den Glodenturm ging. Nach einer Weile sah man seinen Kopf vergnügt aus der obersten Turmluke heraus schauen. Aber er schien gar keine Lust zu haben, den Hals zu brechen. Vorsichtig prüfte er die eisernen Dachhaken, dann hängte er seine Leiter an und kletterte behutsam zur Spitze hinauf. Als bald aber kam er wieder herab, und nach einer Weile ging der Meister Weigelt bedächtig ins Pfarrhaus hinüber und verkündete dem Pastor:

„Herr Pastor, was mein Gefelle is', der spricht, er könnte den Godelhahn nur festmachen, wenn der Turmknopf abgenommen würde. Das verteuert die Reparatur, aber 's hält ooch besser.“

Das gab nun erst noch eine lange Sitzung mit dem Kirchenvorstand. Endlich war's genehmigt. Wieder sah man den Gesellen am Dache Klettern und nach einiger Zeit hatte er auch richtig den Turmknopf abgenommen und schleppte ihn vorsichtig durch die Dachluke.

Aus dem Fenster der Kirchschulküche hatte der Kantor der Sache zugeschaut. Plötzlich hatte er einen Einfall. Mit langen Schritten kam er zum Pfarrhof hinüber.

„Herr Pastor,“ jagte er, „ein weisevoller Augenblick.“

„Wieso, Kantor?“

„Der Turmknopf is' abgenommen worden.“

„Nun?“

„Noch immer ist es Sitte und Brauch gewesen, daß vergangene Geschlechter der Nachwelt Kunde thaten von sich und ihrem Wirken, indem sie dem Kirchturnknopf Dokumente ihrer Zeit anvertrauten.“

Der Pastor stützte.

„Herr Pastor,“ rief der Kantor pathetisch, „laßt uns den Kirchturnknopf öffnen.“

Wie der Kantor vorschlug, so geschah's. In feierlichem Zuge gingen der Pastor, der Kantor und die Kirchenvorstandsmitglieder in die Sakristei hinüber. Meister Weigelt und der Geselle muhten den Turmknopf herbeischaffen. Mit der Lötlampe wurde die Verlötlung durchschmolzen und der Knopf geöffnet.

Mit Spannung folgten alle der Entwicklung der Arbeit. Im Stillen dachte jeder: wenn wir uns bloß nicht blamieren, am Ende ist gar nichts drin.

Da . . . der Knopf gab nach und fiel auseinander und da . . . ein allgemeines Ah! — eine Kugel fiel auf den Tisch.

Feierlich trat der Pastor vor, faltete die Hände und sprach ein Gebet. Dann nahm er die Kugel, entfaltetete sie und las.

Sie war bald hundert Jahre alt, enthielt die Namen der damaligen Kirchenangestellten und -Vorstände, Mitteilungen über den Personenstand des Ortes, den Viehstand, die sonstigen Besitztümer sowie über einen im Jahre geschenehen großen Hagelschaden. Das Dokument klang in den Wunsch aus, der Kirche möchten zukünftig nur sonnige Tage scheinen.

Pause.

„Meine Herren,“ sagte dann der Pastor mit der ihm eignen schönen Feierlichkeit, „Sie sind wohl alle der Ueberzeugung: von diesem historischen Funde muß die ganze Welt Kunde erhalten. Das Dokument muß im Kreisblatt veröffentlicht werden.“

Sie stimmten ihm alle zu.

„Schließen Sie die Kapsel,“ befahl der Pastor.

„Halt,“ sprach da der Kantor. „Herr Pastor, soll denn das erhab'ne Beispiel unsrer Vorfahren keine Nachwirkung finden? Soll'n wir nich' auch der Nachwelt Kunde thun?“

Sie waren alle einverstanden. Nur über das Wie gingen die Ansichten auseinander. Endlich kamen sie überein, in den Turmknopf zu legen: eine Nummer des Kreisblattes, eine vom Kantor zu entwerfende Urkunde über Personenstand und Kirchenvermögen sowie die Photographien des Pastors, des Kantors und des Kirchenältesten.

Der Kantor machte sich sofort über das Schriftstück her. Dann wurde alles sorgsam in die Kapsel gelegt, der Pastor sprach seinen Segen, und der Geselle kletterte mit dem Ganzen wieder die Glockenstiege empor bis hoch auf den Turm.

Nach längerer Zeit war endlich die Reparatur gemacht. Der Knopf saß wieder oben. Der blitzte in den frostigen Strahlen der Aprilsonne, und fnarrend drehte sich auf ihm der Godelhahn.

Am Abend saßen die Ortsleute in der „Wleibe“ und besprachen das ungewöhnliche Ereignis. Am oberen Ende der Tischreihe saß der Kantor und hielt einen historischen Vortrag über die früheren Ortszustände, die natürlich viel besser gewesen waren, als die modernern. Er redete über das eingefügte Dokument und mit weicher, melancholischer Stimme sprach er von der Zukunft. Dermalenst würden sie zufällig das Dokument finden, das Kreisblatt, seine Photographie . . .

Begeistert schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch und schrie:

„Ja, ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe etwas für die Nachwelt gethan. Die Nachwelt wird meiner gedenken!“

Am unteren Ende der Tischreihe aber saß Meister Weigelt's Gefelle und lobte sich selber. Ha, wie schwindlig war ihm oben gewesen. Aber er hatte sich nicht gesürchtet. Sein Werk war's!

Alle sahen ihn bewundernd an und tranken ihm zu: „Prost, Gesell . . . prost, Gesell.“

Das ärgerte nun wieder den Meister Weigelt, seinen Gesellen so hofiert zu sehen, und er begann zu sticheln. Das Ganze war doch weiter kein Kunststück. Das machte doch jeder Lehrling. Natvoll! Und Zeit genug hatte der Geselle doch gebraucht. Ewig hatte es gedauert, bis endlich der Knopf zugelötet und samt dem Hahn befestigt war. Da brachte sich der Gesell' nicht groß zu thun.

Und die Ortsleute, welche fürchteten, den Arbeiter schon zu sehr gelobt zu haben, stimmten dem Meister zu. Auch der Kantor meinte, die Hauptarbeit sei nicht die rohe körperliche des Gesellen, sondern die geistige, die, die das Dokument verfaßt habe.

Dem Gesellen stieg langsam die Rornröte in die Waden. Er

hatte auch wohl einen über den Durst getrunken und so fragte er malitios:

„Nu, Meister, Sie wer'n entschuld'gen . . . warum ha'm Sie den Godelhahn denn nich' selber uffgesetzt?“

„Weil ich keene Zeit hatte,“ sagte der Meister trocken.

Da sicherte der Geselle und meinte:

„Aee, weil Se keene Kurasche hatten.“

Zur Antwort wollte Meister Weigelt dem Gesellen eine runters hauen. Der aber sprang auf, bückte sich und die zum Schläge ausstolende Hand des Meisters machte ein Loch in die Luft . . . Bald hätte Weigelt das Gleichgewicht verloren . . . Der Geselle aber stand springbereit an der offenen Thüre und schrie:

„Was Euer Kirchturnknopf is', da wird sich die Nachwelt überhaupt wundern! Das Kreisblatt un' das Dokument un' die Fotografie'n, die wer'n se nich' finden. Oben uf'm Glockenstuhl, neben dem Schwingebalken in der Ecke, hab' ich den Dred hinsgeschmissen!“

Der Kantor kreischte hell auf. Alle hatten sich erhoben.

„Un' in den Turmknopf,“ schrie der Geselle weiter, „da hab' ich das social'sche Blatt 'neingesteckt, da hab' ich 'nen Artikel 'neinsehen lassen, was das hier für een Bauernkaff is', was mein Dingerich von 'nem Meister für eenen traurigen Lohn bezahlt. Un' meine Fotografie hab' ich 'neingesteckt, wie ich se in der Tasche hatte, un' hab' druffgeschrieben: Dies is' der Mann, der den Godelhahn uff den Kirchturn gesetzt hat, weil die andern keene Kurasche hatten!“

Sie stürzten alle über ihn her; aber er war flinker und wie der Wind in Nacht und Nebel davon. —

Sie fanden wirklich die ganze Knopfeinlage auf dem Glockenstuhl, und der Kirchenvorstand beschloß, Meister Weigelt solle den entheiligten Knopf wieder herabnehmen. Aber der Meister erklärte, er litte an Wadenkrampf. So blieb denn der Knopf oben und feutzend entschloß man sich, das Urteil über seinen Inhalt der Nachwelt zu überlassen. —

### Kleines feuilleton.

bt. Justus v. Liebig. Am 12. Mai 1803 wurde in Darmstadt Justus Liebig geboren, ein Mann, dessen Wirksamkeit auf wissenschaftlichem Gebiet, dessen unmittelbarer Einfluß auf die Lebenshaltung und gesamte Kulturentwicklung ein ganz gewaltiger gewesen ist.

Im Alter von 15 Jahren trat er als Lehrling in eine Apotheke in dem kleinen heftischen Städtchen Heppenheim ein, wo er sich ein Jahr lang mit den Anfangsgründen der Chemie beschäftigte, deren Studium er in den nächsten drei Jahren auf den Universitäten Bonn und Erlangen weiter führte. Zur weiteren Ausbildung wandte er sich im Jahre 1822 nach Paris, wo er durch eine chemische Arbeit die Aufmerksamkeit Alexander v. Humboldts und des hervorragenden französischen Physikers Gay-Lussac auf sich lenkte, der ihn bei seinen weiteren Studien unterstützte. Schon im Jahre 1824, also im Alter von 21 Jahren, erhielt er einen Lehrstuhl für Chemie als außerordentlicher Professor an der Universität Gießen, und zwei Jahre darauf wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Hier wirkte er bis zum Jahre 1852 und machte Gießen zu einem Mittelpunkt der chemischen Wissenschaft, wofür die Verbegierigen nicht nur aus ganz Deutschland, sondern aus allen Ländern der Erde zusammenströmten. Im Jahre 1852 folgte er einem Rufe nach München, wo er am 18. April 1873 starb.

Seine Bedeutung für die Chemie ist eine ganz umfassende gewesen; sowohl nach der Zahl wie nach dem Werte seiner Entdeckungen muß er als der fruchtbarste Chemiker seiner Zeit bezeichnet werden. Von bekannteren Stoffen, die er zuerst darstellte, führen wir nur das Chloroform und das Chloral an, die er bei den Untersuchungen über die Einwirkung des Chlors auf Alkohol fand. Geradezu epochemachend waren seine mit Bö hler zusammen angestellten Forschungen über die Benzoyl-Verbindungen, von denen eigentlich erst die rationelle Behandlung der organischen Chemie datiert.

Am bekanntesten ist Liebig aber durch seine Arbeiten über die Ernährung des Pflanzen- und Tierkörpers geworden, denen er sich seit dem Jahre 1839 zuwandte. Das Liebig'sche Fleisch-extrakt, ein Resultat seiner Untersuchungen über das Fleisch und die Zusammensetzung der Muskelfaser, spielt auch heute im Haushalt eine wichtige Rolle. Im Jahre 1840 erschien sein Werk: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrilkultur und Physiologie“, dessen Anschauungen nach heftigen Kämpfen zu allgemeiner Geltung gelangten und geradezu einen Umchwung in der wissenschaftlichen Lehre vom Ackerbau herbeiführten. Es galt damals die sogenannte Humus-Theorie, wonach die Pflanze ihre Nährstoffe jener dunklen Masse entnimmt, die sich beim Verwesens organischer Substanz bildet und allgemein als Humus bezeichnet wird. Ergänzend trat ihr zwar, nachdem der Stickstoff als der Hauptbestandteil der eigentlich nährenden Pflanzenteile, der Proteinkörper, erkannt war, die Stickstofftheorie zur Seite, und Sprengel wies schon 1828 nach, daß der Humus nur eine Vermittlerrolle spielt, daß er gleichsam das Reservoir für den Ammoniakgehalt des Bodens bildet, welchen die Pflanze braucht. Der eigentliche Umchwung vollzog sich aber erst infolge der Arbeiten Liebig's, der auf die Wichtigkeit der Mineralstoffe für die Pflanze hinwies, ohne die übrigen

Nährstoffe, die Bedeutung des Stallmistes und des Humus, des Kohlenstoffs und Stickstoffs, deren Entstehen, Vorkommen, Wesen und Wirken er erläuterte, zu unterschätzen. Die mineralischen Bestandteile kann die Pflanze nur dem Boden entnehmen, der allmählich erschöpft werden muß; wird ihm auf dem Wege der Düngung alles wieder zurückgegeben, was ihm durch die Pflanze einer Ernte entgangen ist, so steht nichts im Wege, einem Felde stets wieder dieselbe Ernte in gleicher Weise zu entnehmen.

Liebigs Anschauungen haben auch noch eine weitere praktische Anwendung in der Landwirtschaft gefunden. Allerdings ist sein Standpunkt ein ganz einseitig chemischer gewesen. Die fortschreitende Erkenntnis der Gesetze der Pflanzenernährung und der komplizierten Vorgänge im Boden, die nicht nur chemischer Natur sind, sondern an denen auch physikalische Prozesse sowie die Lebensthätigkeit niederer und höherer Organismen teilnehmen, haben in den seitdem veröffentlichten zwei Menschenaltern unsere Anschauungen in mancher Hinsicht beträchtlich erweitert, aber die wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen der moderne landwirtschaftliche Betrieb beruht, sind von Liebig in erster Reihe mitgeschaffen worden. Sein Andenken wird als das eines Großen im Reiche des Geistes und als eines Wohlthäters der Menschheit stets in Ehren gehalten werden, und in um so höherem Grade, als die Erkenntnis von seiner Bedeutung sich im Volke verbreitet. Bei sozialistischem Betriebe des Landbaues, der wissenschaftlicher und rationaler sein muß, als es heute vielfach bei großen und kleinen Grundbesitzern möglich ist, wird dies in stärkstem Maße der Fall sein. —

Ik. Am Fließ. Im norddeutschen Tieflande mit seinem geringen Gefälle sind lebhaft fließende, murrende Bäche eine Seltenheit und nur in sehr hügeligen Geländen zu finden. Sonst nehmen trägere Wasserläufe ihre Stelle ein, in der Umgebung Berlins unter der Bezeichnung Fließe bekannt. Es sind Fließchen, zum Ueberspringen gerade noch zu breit, die am Rande von Gebüsch und Wiesen begleitet werden und sich so in flachen, oft von Wald begrenzten Thälern weit hinziehen. Das sind dann Landschaften von elegischer Stimmung, wie man sie auf Gemälden, die märkische Landschaften darstellen sollen, häufig genug absonterseit sieht. Es ist fast immer dasselbe Fließ mit den gleichen flachen Krümmungen, dem dunklen Wasser, immer denselben Wiesen und denselben schwarzgrünen Linien der in die Ferne verlaufenden Waldränder. Wer als Wanderer nur diese äußeren Linien auf sich wirken läßt, wird sich der Monotonie des Eindrucks nicht entziehen können; wer aber mit offenen Augen um sich schaut, wird für elegische Stimmungen nicht viel Zeit behalten, denn wie überall, so herrscht auch am Fließ ein reges Leben, im Wasser, auf der Erde und in der Luft.

In den trüben Fluten spielen Fische unter der Oberfläche, Notfedern, Blöhen und von allen der Gassenjunge unter den Fischen, der lede Stichling, der im Bewußtsein seiner gefährlichen Stacheln am wenigsten scheu ist. Große salartartig krause Blätter lassen den Grund des Fließes stellenweise grün erscheinen. Es sind die Blätter der Seerose, die unter Wasser stets diese eigentümliche Tracht zeigen. Bald werden neue Blätter die Oberfläche erreichen und glatt und glänzend sich ausbreiten — als Tummelplätze für Libellen, Frösche und andre Getier und als Präsentierteller für die herrlichen Seerosenblüten, die als Knospen noch auf dem Grunde schlummern.

Auf den nassen Wiesen regen sich die Gräser, Seggen und Binzen. In den trodeneren Stellen überwiegen die Gräser, auf den feuchteren die Seggen und andre „sauren Gräser“, die dem Landmann ein Gräuel sind, weil das Vieh sie verschmäht, und auf den tiefsten Stellen, wo das Wasser unter den Füßen klatscht und auch der Kundige sich nur vorsichtig tastend auf dem schwankenden Grunde bewegen kann, weicht die Vegetation der höheren Blütenpflanzen den dichten, schwammigen Polstern der Sumpfmooße, die bis zum Ufer reichen.

Vom Waldrande her verirren sich einzelne Baumgruppen auf die Wiesen, Birken und Kiefern stehen truppweise herum und erreichen vereinzelt auch das Ufer des Fließes. Hier aber machen sie der Erle Platz, die sich nur auf sumpfigem Gelände wohl fühlt und auf diesem Boden nur mit Weiden um den Standort zu kämpfen hat. Unten gewöhnlich strauchartig zerteilt, erheben sich mehrere schlankte Erlenstämme hoch über den Wasserspiegel, um sich dann in ein zierliches Geäst aufzulösen. Ueber dem Wasser tanzen Müdenschwärme und aus den Binzen dringt schon der dröhlige, laute Gesang des Rohrperlings. Ueber uns kreist der Weiß und am Waldrande schreit der Eichelhäher. Ab und zu kreuzt ein Flug wilder Enten mit weit vorgereckten Hälsen und bisweilen selbst ein einsamer Reiher unser Gesichtsfeld. —

— Das Dampfpianino. In der „Kölnischen Zeitung“ lesen wir: Es war im Jahre 1863. Ein Erfinder hatte die Erlaubnis erhalten, im neuen Pariser Cirkus, dem Hippodrome Arnauld, ein Dampfpianino vorzuführen, von dem er wahre Wunder versprach. Die Vorstellung erfolgte am 11. Juli. Ganz Paris war herbeigeströmt. Der Impresario Arnauld kündigte mit lautem Rufe das Erscheinen des Wunderinstruments an, und in die Bahn fuhr ein auf vier Rädern ruhender, von einem Pferde gezogener Kessel, über dem eine Reihe von Röhren nach Art der Sirtenpfeifen der Alten angebracht waren. Der Erfinder schürte unter dem Kessel ein Steinlohlenfeuer, drehte das Piston und der Dampf strömte zugleich in alle Rohrpfeifen. Niemals schlug ein solcher Höllelärm

an menschliche Ohren; nie hat ein Gewitter, ein Erdbeben oder ein Vulkan auch nur die Hälfte des Getöses verursacht, das hier ertönte. Man denke sich die Trompeten von Jericho, geblasen vom Mistrak; dazu das Brüllen von 500 lebend verbrennenden Löwen und 1200 betrunkenen Eseln, und man hat einen schwachen Begriff von der ersten Melodie des Dampfpianinos. Alles hält sich die Ohren, die Kinder schreien, die Frauen werden ohnmächtig, und mehrere Zuhörer eilen entsetzt davon. „Was ist los?“ fragt Arnauld. Der Erfinder dreht aus allen Kräften an den Ventilen und ruft: „Es ist zu stark geheizt.“ „Genug!“ tönt es von allen Seiten. Nur der Bankier Emilie Cremieux, der so taub war, daß, wenn die Kanone des Hotel des Invalides donnerte, er fragte, ob es schon „halb“ schlägt, tritt an den Impresario heran, zeigt auf ein mächtiges Rohr und fragt, ob das eine Tromba oder ein Cornet à piston sei. Plötzlich erfolgt ein gewaltiger Knall: das Pianino ist zersprungen. Alles rennt und flüchtet, und nachdem sich die Dampfvolken zerteilt, sieht man den Erfinder mit einem zerschmetterten Arm inmitten verbogener Röhren und sonstiger Trümmer ohnmächtig am Boden liegen. Der Pianinofessel war in der Mitte geborsten. Mitleidslos hat danach auch der Künstlerwitz das mißglückte Projekt des verunglückten Erfinders ausgebeutet, und der Münchener Verein Hölle führte bald darauf zur unbändigen Heiterkeit seiner Mitglieder und Gäste bei einer karnevalistischen Veranstaltung eine Karikatur des Riesen-Dampfpianinos unter dem ominösen Namen Coaksfeuertrommel-Katophonium vor. —

### Humoristisches.

— Frau Schulze im Gebirge: „Wär' das ein schöner Tag zum Wäsche-Aufhängen!“ —

— Späte Reue. Kommissar: „30 000 Mark haben Sie defraudiert und jetzt stellen Sie sich selbst. Es ist Ihnen also jetzt das Gewissen erwaucht?“

Defraudant: „Ja, gestern, wie ich das letzte Zwanzigmarkstück hab' wechseln lassen!“ —

— Reisepläne. „Am liebsten möchte ich meine Hochzeitsreise nach Aegypten. Wenn nur die lange Seefahrt nicht wäre.“

„Nun, damit wäre es in Ihrem Falle nicht so schlimm. Die Liebe ist doch das beste Mittel gegen Seefrankheit.“

„Ja hin — aber zurück?“ —

(„Simplicissimus“.)

### Notizen.

— Die von Prof. Bunt geleiteten „Philosophischen Studien“, seit 25 Jahren das Hauptorgan der im Leipziger Psychologischen Laboratorium vertretenen Richtung, haben ihr Erscheinen eingestellt; an ihre Stelle wird das „Archiv für die gesamte Psychologie“ unter Leitung Prof. Neumanns (Zürich) treten, das neben der experimentellen Psychologie auch die andern Zweige derselben, insbesondere die Völkerpsychologie, in ausgedehntem Maße pflegen soll. —

— Das Sarah Bernhardt-Gastspiel im Lessing-Theater findet vom 23. bis 26. Mai statt. —

— Die erste deutsche Aufführung von Sven Langes Schauspiel „Ein Verbrecher“ im Dreslauer Lobe-Theater hatte Erfolg. —

— Auch das zweite vom Sächsischen Volks-Theater in Chemnitz aufgeführte Schauspiel „Das Alter“ von Paul Duenkel wurde beifällig aufgenommen. —

— Zur Hundertjahrfeier von Schillers „Tell“ plant man für das Jahr 1904 in Altdorf eine Aufführung von Schillers „Tell“. Auf Anregung der Rittl-Kommission soll außerdem auf dem Rittl oder vor dem Schiller-Stein am Vierwaldstätter See ein Weihe-Akt stattfinden, an dem sich das Sängervolk der Urkantone beteiligen soll. —

— An der Großen Berliner Kunstausstellung haben sich insgesamt 79 Frauen mit 102 Arbeiten beteiligt. 59 Damen haben im ganzen 74 Gemälde ausgestellt, 7 sind mit 9 Zeichnungen vertreten, dazu kommen noch 2 mit graphischen Arbeiten, während eine Dame sich mit 2 Bildern der Ausstellung des Illustratoren-Verbandes angeschlossen hat. Drei Frauen zeigen im ganzen 5 Rahmen mit Ex libris, und 3 andre kunstgewerbliche Leistungen. Von Bildhauerinnen begegnen uns 4 mit 6 Skulpturen. —

— Kunstnachrichten. Um der Darmstädter Künstlerkolonie wieder frisches Blut zuzuführen, hat man, wie die „Kunst für Alle“ mittelst, den Dresdener Maler Johann Vincenz Ciffarz, an Stelle Christiansens, nach Darmstadt geholt. — Der Münchener Bildhauer Ignatius Tafner, dessen „Handwerksbursch“ auf der vorjährigen Berliner Secessionsausstellung freudiges Aufsehen erregte, ist als Lehrer an die Dreslauer Kunstgewerbeschule berufen worden. — Leibls Gemälde „Ungleiches Paar“ wurde vom Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. für 33 000 M. gekauft. —